

***Wir bauen auf und reißen nieder –
Sichtachsen zwischen Ruinen und Modellen***

Ein Essay von Judith Zander (Auszug)

Mein Vater war Maurer. Das Präteritum stimmt mich nachdenklich, scheint zweifelhaft wie jede Vergangenheit, denn einen Beruf legt man wohl nicht einfach ab, zum alten Eisen, wie umgekehrt den, der ihn ausübte, mit Anfang fünfzig, vor der Zeit. Etwas bleibt, im Wandel, in anderer Gestalt.

Das nimmt ja Formen an, ist ein Satz meines Vaters, ein Satz der Missbilligung über eine Entwicklung, Gestaltwandelung jenseits etablierter Ordnung. *Das geht den Tieren wie den Menschen*, sagt meine Mutter in einer Art Synkretismus aus der bekannten Wendung von den Menschen und den Leuten und dem biblischen Prediger: *Denn es gehet dem Menschen wie dem Vieh*, die *einerlei Odem* haben und sterben müssen, *und der Mensch hat nichts voraus*.

Der Mensch steht in Betrachtung seiner Trümmer. Ist es angebracht, das Possessivpronomen? Oder gehören die Verfalls- und Endstadien eines Bauwerkes schon gar nicht mehr seinen Erschaffern, sondern diesem selbst, im Sinne eines ihm, seinem Material, von Anbeginn eingeschriebenen Prozesses unter dem universalen Gesetz von Werden und Vergehen? Das Erbaute wird zu mehr als einer Zusammensetzung seiner Teile, diese verbinden sich nicht nur kraft Mörtel, Stahl und Bauschaum zu etwas, das, wiewohl gemeinhin als unbelebt, unbeseelt angesehen, eine eigene Existenz in dieser Welt behauptet, über die sein Schöpfer nur noch bedingt Macht und Gewalt besitzt. So sehr er sein Werk aus- und umbauen, bis zur Unkenntlichkeit des Ursprungs verändern mag (und ihm damit erst recht eine Art Biografie, ähnlich den Metamorphosen seines eigenen, wechselhaften Lebens, verleiht), so eifrig er dem Verfall auch entgegenwirken mag durch Ausbesserungen und Schutzschichten, er wird ihn nicht zu verhindern wissen, sub specie aeternitatis. Und wozu auch, könnte man fragen und damit wiederum das grundlegende verbindende Prinzip zwischen Belebtem und Unbelebtem anerkennen.

Für die Ewigkeit ist nichts und muss es nicht sein. Das Haus mag seine Erbauer um das Vielfache der Zeitspanne eines Menschenlebens überdauern, doch in irgendeiner Zukunft werden die Nachgeborenen mit dem Ergebnis eines Kategorienwechsels konfrontiert sein: der Ruine. Das einst Zusammengefügte ist aus den Fugen, was es zusammenhielt, gelockert, zerbröckelt, womöglich vom Winde verweht; verschwinden aber, als wäre nichts gewesen, wird *das Gebilde von Menschenhand* selbst bei Einsturz nicht einfach, diesen Gefallen tut es uns nicht. Der Niedergang, wenigstens der im Ansehen, die Nutzlosigkeit, Nicht-mehr-Gewolltheit, das Ka-

putte und Im-Wege-Sein gehen der Beseitigung voraus. Dem Abriss, dem schließlichen Gegenstück zum initialen Aufriss, papierenen Entwurf – uns kaum bewusst verlegen wir unser Auf und Ab doch in die Sprache. Mit ihr brachten wir, sie wie so oft zur Komplizin der Verdrängung machend, für den gleichen Vorgang auch den beschwichtigenden ‚Rückbau‘ hervor. Als könnten wir unser *Stein auf Stein* einfach zurückspulen in ein Stein-von-Stein, zurück auch in die Ziegelei, als gäbe es sie noch, zurück ins Ungebrannte, in den ungeformten Lehm, oder ins Betonwerk, als träten die einstigen Betonbauer noch einmal an und rücküberführten die Platten in ihre Bestandteile, Zement und Zuschlagstoffe, Wasser, Kalkstein, Ton, Mutter Erde. Ein Abtragen, wie das einer Schuld, ließe sich sinnieren, bis alles dem Erdboden wieder gleich ist, Staub zu Staub.

Ruine und Modell, sie markieren zwei Pole im Schicksal von Bauwerken, für die der Mensch in Personalunion die Aufgaben der mythologischen Parzen oder Nornen übernimmt: Er bestimmt das Was, Wann und Wie ihres Auf-die-Welt-Kommens, ihr Sein und ihre Funktion in dieser Welt und deren Dauer. Das Dasein des Bauwerks als solches gelangt an sein Ende, der Faden – einer der Verknüpft- und Verwobenheit, der Koexistenz – wird abgeschnitten, wenn der Mensch sich von ihm zurückzieht. Interessant dabei, wieviel Planung und Aufwand, ein Aufriss fürwahr, in den Anfang gehen, wie wenig jedoch zumeist in das Ende. Etwas wird sich selbst überlassen – ist das zu begreifen als ein Lockerlassen der Herrschaft, die Gnade des Desinteresses, wird es damit frei? Sturz und Fall, Tod, Trümmer und Untergang meint der lateinische Ursprung unserer Ruine, aber auch Fehltritt und Irrtum. Bemerkenswert scheint mir die Reihenfolge im Titel der Werkgruppe, die die Annahme umkehrt, das Modell ginge natürlicherweise der Ruine voraus, bezeichne den Anfang, das gewissermaßen noch Ungeborene, dessen Materialisation ihr Endstadium als etwas Nachgeordnetes, auf das der schaffensfrohe Blick des Beginns noch nicht fällt, mit sich bringt. Doch ist nicht dies die eigentliche Verkehrung von Wirklichkeit, impliziert nicht jeglicher Neu-Bau ein Vorausgegangenes, Altes, zu Ersetzendes oder zu Revidierendes, zu Überschreibendes, ganz so, wie auch die Neubaublöcke der DDR, erst später und außer Mode gekommen „Platte“ genannt, praktische wie ideologische Funktionen dem verfallenden Altbaubestand gegenüber wahrzunehmen hatten? Die neuen Moden aber, sie rühren vom Modell her, von ‚modus‘ und ‚modulus‘ für Maß, Art und Weise, Vorschriften und Melodien. *Ein neues Lied, ein besseres Lied*, das da gesungen werden soll in neuem umbauten oder umgebautem Raum.

Das ältere ‚Model‘ ist noch in Back- und Kunsthandwerk als Hohlform in Gebrauch, umgemodelt (vielleicht auch umgemogelt) wird bis zu Unkenntlichkeit oder Ruin in großem und kleinem Maßstab Erbautes jeder Art.

Der Fotograf Sven Gatter wie auch ich entstammen einer architektonisch nicht nur durch den Zahn der Zeit angenagten, sondern in einer Art politischer Zeitraffung so heftig wie uneinheitlich überformten Gegend, einem längst nicht mehr existenten Staat, dessen bauliche Hinterlassenschaften, sofern sie aus seinem Geiste oder Mangel geboren waren, *auf-erstanden aus Ruinen*, man – aus Scham, aus Hochmut, aus der Unerträglichkeit gleichzeitiger Wahrheiten – vielleicht gern in Gänze gecancelt hätte. De facto blieb die Bereinigung der Wirklichkeit natürlich Stückwerk, die Erneuerung Fragment, gelang gerade im Entlegenen, im ländlichen Raum, der Widerstand der Materie nicht zuletzt aus materiellen Gründen. Das Überkommene, Ruinöse wusste sich zu behaupten im stillen Verharren, Achtlosigkeit kam ihm zugute, so wuchs es ein in die Landschaft und tarnt sich mit Unbrauchbarkeit, als Schandfleck, wenn's hoch kommt, also belegt mit einer hinnehmenden, sich nur pro forma empörenden und eigentlich fast zärtlich eingemeindenden Wendung, die meist keine Folgen hat.

Diese Landschaften sind dort Aufgewachsenen ohne die baulichen Überbleibsel verschwundener Arbeit und Gemeinschaft, ohne die unkrautumflorten LPG-Gelände, hohläugigen Fabrikhülsen, verriegelten, aufgebrochenen, demolierten Konsumverkaufsstellen, vor sich hindämmernden, halb eingestürzten Neubauernhäuser samt Mobiliar und all ihren Schwarzbau-Erweiterungen, Schuppen, Ställen, Garagen, ohne das Obsolete und Rüdige in unmittelbarer Nachbarschaft zum Modernisierten und stolz Präsentierten, gar nicht vorstellbar. So sehr ist der Blick geprägt von den selbstverständlichen Stätten der Nutzlosigkeit, deren Sinn- und Zweckvorleben inzwischen mehr als eine Generation nicht mehr aus eigener Anschauung kennt. Brauchbar sind sie

gleichwohl als Orte unbeaufsichtigter Spiele, als Kulissen jugendlicher Eskapaden, damit eingeschrieben in den Rest des Lebens. Träger einer seltsamen Heimeligkeit auch, die umschlungen mit dem Unheimlichen als ihrem Zwilling daher kommt.

Der Textauszug ist dem bisher unveröffentlichten Essay „*Wir bauen auf und reißen nieder – Sichtachsen zwischen Ruinen und Modellen*“ entnommen, den die Schriftstellerin Judith Zander in Auseinandersetzung mit der Werkreihe „Ruinen und Modelle“ des Künstlers und Fotografen Sven Gatter verfasste.

Judith Zander wurde 1980 in Anklam geboren und lebt heute in Greifswald. 2010 erschien ihr Debütroman „Dinge, die wir heute sagten“ bei dtv, der auf der Shortlist des Deutschen Buchpreises stand und für den sie den Uwe-Johnson-Förderpreis erhielt. Ihr zweiter Roman „Johnny Ohneland“ ist im Herbst 2020 erschienen und wurde 2021 mit dem Fontane-Literaturpreis ausgezeichnet. Ihre jüngste Veröffentlichung ist der Gedichtband „im ländchen sommer im winter zur see“, dtv 2022, der im Jahr 2023 mit dem renommierten Peter-Huchel-Preis gewürdigt wurde. Weitere Auszeichnungen waren u.a. der 3sat-Preis beim Ingeborg-Bachmann-Wettbewerb 2010, der Poesiepreis des Kulturkreises der Deutschen Wirtschaft 2015 und der Anke Bennholdt-Thomsen-Lyrikpreis im Jahr 2017.

2023, © Judith Zander

Alle Rechte vorbehalten. Vervielfältigungen nur nach ausdrücklicher Genehmigung durch die Autorin.